



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf der Sonnenseite

Muellenbach, Ernst

Leipzig, [1901]

Der erste Patient

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71122](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71122)

Der erste Patient.



Alle Menschen müssen sterben, und wenn man die Fülle von Krankheiten und Gebrechen betrachtet, durch welche sie endlich zu diesem Ziele gelangen, so möchte man meinen, daß es kein sichereres Brot gäbe als das des Arztes, auch wenn er nicht als Leuchte der Wissenschaft auf einem Universitätskatheder strahlt und sich jedes Wort seiner inhaltsschweren Drakel von reichen Patienten mit Gold aufwägen läßt.

Dieser Ansicht huldigte auch Fritz Müller, und so hielt er es gar nicht für leichtsinnig, sogleich nach dem Staatsexamen als junger Doctor medicinae seine Braut heimzuführen. Lange genug gewartet hatten sie ja; so lange, daß Hedwig während dieser Wartezeit von ihrem Lehrerinnengehalt die ganze Aussteuer zusammensparen konnte. Außer dieser brachte sie ihrem Fritz weiter nichts mit, als was er selber gleichfalls von Haus aus besaß: gesunde Glieder, ein freundliches Antlitz und einen heitern arbeitsfrohen Sinn. Den beiden schien das vollkommen ausreichend, um vereint sicher über die Erde zu wandeln und dabei im Paradiese zu leben.

Es erwies sich aber bald, daß der Mensch zum Fortkommen doch noch mehr braucht in dieser schlechten Welt; zum Beispiel, wenn er Arzt ist, vor allem Patienten. Nun hatte sich das junge Paar auch noch mit jenem Sinn für Naturschönheit, der

verliebten Leuten eigen ist, eine schöngelegene Stadt ausgewählt, deren Bewohner sich einer ganz altfränkischen Gesundheit erfreuten und etwaige Gebrechen durchweg mit frischer Luft, Spazierengehen und selbstgezo-genem Wein behandelten. Natürlich gab es auch welche, die keine Zeit zum Spazierengehen und kein Geld für Wein hatten; aber diese hatten meist auch keine Zeit, krank zu sein, und wenn sie es trotzdem wurden, so hatten sie jedenfalls

kein Geld für den Arzt.

Unter diesen Umständen sah es bei den Dok-torsleuten bald sehr knapp aus. Viele und warme

Dankesworte erntete Fritz von seinen armen Pa-tienten, aber die Vergütung, wel-che ihm die Stadt für deren Be-handlung einst- weilen bewilligt hatte, war nur



sehr gering, und so einladend Frau Hedwig auch das Warte-zimmer ausstattete, es stellte sich keiner ein, der in der Lage und willens war, auf eigene Kosten krank zu sein. Diese Menschen-gattung war anscheinend in der Stadt völlig ausgestorben.

Eines Morgens saß Hedwig recht niedergeschlagen am Früh-stückstisch und blickte mit verhaltenen Thränen auf ihren Gatten, der den Inhalt seiner Geldbörse mit einem Ernste musterte, als hätte er einen völlig aufgegebenen Patienten vor sich. Da klingelte es draußen heftig. „Der Erste!“ rief Hedwig aufatmend und eilte hinaus. Sie meinte den ersten Patienten. Fritz aber war schon so weit von allen Hoffnungen verlassen, daß er bei ihrem

Ausrufe sogleich an den Ersten nächsten Monats dachte, der jeden Tag um vierundzwanzig Stunden näher rückte und eine Harpyien-schar von Rechnungen mit sich brachte.

Enttäuscht kehrte Hedwig zurück: es war nur der Brief-träger gewesen. Neugierig betrachtete sie den großen Brief, der laut dem Poststempel aus einer westfälischen Stadt stammte, wo die jungen Leute niemand etwas schuldig waren.

Der Doktor durchslog hastig das Schreiben; mit jeder Seite wurde sein Gesicht vergnügter, und schließlich fiel er seinem Frauen-chen um den Hals, walzte mit ihr im Zimmer herum und küßte die Erstaunte herzlich. „Denk dir,“ rief er, „da ist ein altes Ehepaar, Verwandte von mir im sechsten Glied, die ich seit einer Ewigkeit nicht gesehen habe, gestorben und hat mir tausend Mark vermacht!“

Nachdem Frau Hedwig wieder etwas zu Atem gekommen war, setzte sie sich ihrem Gatten auf den Schoß und las nun mit ihm ernsthaft und bedächtig das wundersame Schriftstück durch. Es war wirklich die Abschrift eines Testaments, errichtet von den Ehegatten Gisbert und Laura Gildenpfenning, eröffnet und veröffentlicht von dem Königlichen Amtsgericht, mit Stempel und Beglaubigung, und im Paragraph 4 Abschnitt 11 stand das Vermächtnis für den „Vetter der mitunterzeichneten Ehefrau Laura Gildenpfenning, geborenen Müller, Fritz Müller &c.“ 1000 Mark, in Buchstaben „eintausend Mark“.

„Gelobt sei der westfälische Familiensinn!“ rief der glückliche Erbe. „Wenn ich nur wüßte, wann und woran die Guten gestorben sind! Wir waren seit Jahrzehnten so gut wie außer aller Verbindung mit ihnen.“

„Ach du, wenn wir aber all das Geld haben!“ flüsterte Hedwig selig. „Weißt du, nun kann ich dir's ja gestehen, ich war doch recht in Sorgen, der Fleischer machte schon bei der letzten Bestellung so ein seltsames Gesicht, und heute morgen hat er wieder die Rechnung mitgeschickt. Aber nun können wir ja alles bezahlen, und es bleibt gewiß noch ein hübsches Sümmdchen übrig. Und gelt, Herzensfritz, dann schaffst du dir auch einen schönen, schönen Schlafrock an?!“

Der junge Arzt runzelte die Stirn. Dieser Schlafrock war,

wie er zu sagen wagte, die fixe Idee seiner Frau; er selbst hatte eine Abneigung gegen dieses „verweichlichende“ Kleidungsstück. „Unsinn,“ brummte er, „schaffe du dir lieber dann endlich ein ordentliches Dienstmädchen an, damit die halbe Wirtschaft mit der Stundenfrau aufhört!“

Nun erging es aber der jungen Frau mit dieser Lieblingsidee ihres Gatten genau wie ihm mit dem Schlafrock; ihr graute vor dem Gedanken, zum erstenmal Tag und Nacht in ihrem kleinen Haushalt ein fremdes Wesen zu wissen, welches wohl gar allerlei Geheimnisse erlauschte und ausplauderte. Sie hatten sich über diese beiden Punkte, die einzigen, in denen sie nicht ganz einig waren, schon öfters gestritten, und immer hatte der Streit in Lachen und wetteifernder Zärtlichkeit alsbald sein fröhliches Ende gefunden. Heute aber waren ihre Geister durch die plötzliche aufregende Freudenbotschaft gespannt, die Meinungen plakten schärfer als sonst aufeinander, und schließlich eilte Hedwig weinend und schmollend in ihre Küche, während Fritz sich mit unbußfertigen Brummen hinsetzte, um an das Amtsgericht eine Anfrage über die Auszahlung des Vermächtnisses zu richten; denn das Gericht hatte nach der wenig löblichen Sitte mancher Behörden die Testamentsabschrift mit keiner einzigen erläuternden Begleitzeile ausgestattet.

Der eheliche Zwist fand nun freilich nach einigen Stunden seinen äußeren Abschluß in der üblichen Weise, aber innerlich beharrte doch jedes auf seiner Absicht, und eine gewisse Spannung, ein vorsichtiges Umeinanderherum blieb zurück. Von dem Amtsgericht kam nach einigen kanzleimäßigen Wartetagen der Brief des Doktors zurück mit einem an den Rand gekritzelten „brevi manu“: „Diesgerichtlicherseits ist lediglich Eröffnung und Publikation des qu. Testaments erfolgt und hat man sich in Betreff der Legate weiters an den Haupterben Kaspar Schulte-Snute auf Hülserhof zu wenden.“

Der Doktor verfaßte nun an diesen Biedermann ein neues Schreiben, es wurde abgesandt, auf Vorschlag der vorsichtigen Frau Hedwig sogar eingeschrieben, aber es verging fast eine Woche, ohne daß Antwort kam.

„Ach, er bringt wieder nichts!“ seufzte Frau Hedwig am siebenten Morgen und blickte betrübt aus dem Fenster des Wartezimmers auf den Briefträger, der jenseit des Gartens über die Straße trabte. Sie war recht traurig heute. Die alte Stundenfrau hatte ihr in ihrer komischen Art von einer vornehmen „wirklichen Gräfin“ erzählt, die in dem Gasthof nebenan abgestiegen sei und einen leibhaftigen Affen besitze. Beim Frühstück hatte sie versucht, ihren Gatten mit der mimisch belebten Wiedergabe des komischen Berichts aufzuheitern, wie ihr dies früher oft geglückt war; diesmal aber hatte der Verdrießliche sie recht kurz abgewiesen und sich in lieblosen Worten über alte Weiber ergangen, mit deren Gewäsch sie sich nicht abgeben sollte. „Ach, ich wollte beinah, die ganze Erbschaftsgeschichte wäre aus der Welt!“ dachte Frau Hedwig und strich schwermütig mit dem Staubtuch



über einen der noch nie benutzten Sessel des Wartezimmers. Da winkte ihr der Briefträger über den Garten hin mit einem Briefe. Eilig lief sie hinaus und nahm ihm das lange ersehnte Schriftstück ab. Sie konnte es kaum erwarten, bis Fritz von seinem Rundgang zurückgekommen war und den Umschlag aufbrach.

Der Brief war ebenso kurz wie grob:

Herr Doktor Fritz Müller!

Indem ich Ihren Brief habe, teile ich Sie mit, daß das Testament nur aufgemacht worden ist, weil Onkel Gisbert starb, was aber die Tante ist, diese lebt noch, und habe ich ihr Ihren Brief gezeigt, und sie hat auch sogleich im Testament was geändert, wozu sie nach Paragraph 5 das Recht hatte und womit ich verbleibe

Kaspar Schulte-Snute.

Als die beiden dieses Schreiben gelesen hatten, wozu sie bei der Handschrift des Landmannes einige Zeit brauchten, sahen sie sich eine kleine Weile an und dann — fielen sie sich in die Arme und lachten wie zwei ausgelassene Kinder.

„Gott sei Dank!“ rief Fritz. „Das hätte uns doch keinen Segen gebracht!“

„Gott sei Dank!“ wiederholte Hedwig. „Aber gelt, Fritz, nun siehst du mich auch wieder ganz wie früher an?“

„Und du weinst mir des Nachts nicht mehr heimlich!“

„Und, Fritz, wenn — wenn wir einmal viel Geld haben, dann —“

„— dann schaffe ich mir einen Schlafrock an!“

„Ach nein, du Lieber, dann nehmen wir uns ein Dienstmädchen!“

In diesem Augenblicke ließ sich aus dem Wartezimmer ein heftiges Pochen und leises Wimmern hören.

„Der Erste!“ rief Hedwig jubelnd.

„Nanu?“ meinte Fritz, „wer hat den denn hereingelassen?“

„Ich — ich — ich habe die Flurthür vergessen zu schließen,“ stotterte Hedwig kleinlaut; aber ihr Mann erwiderte nur vergnügt: „Na warte, wenn wir erst eine Magd haben!“ und eilte nach dem Wartezimmer. Hedwig folgte ihm zaghaft; sie brannte vor Neugier, einen zahlenden Patienten zu sehen.

Als sie die Thüre öffneten, kauerte auf dem Boden, inmitten einiger halbzerissenen Zeitungen, ein kleiner Affe, der jämmerlich mit den Zähnen klapperte und den Eintretenden wimmernd sein blutendes rechtes Vorderhändchen entgegenstreckte.

„Was ist das?“ schrie Fritz.

Hedwig aber rief lachend: „Aber siehst du denn nicht, Fritz — der erste Patient. Schau nur, wie ihm das Händchen blutet!“

Sie bückte sich nach dem Kleinen, der ihr sogleich auf den Schoß hüpfte und sich zärtlich mit dem gesunden Händchen an sie klammerte, indes er ihr das blutende hilfeslehend vorhielt.

„Ja, du, Kleiner, da kann ich dir nicht helfen,“ lachte sie, „da mußt du dich an den Herrn Doktor da wenden. Wo hat sich denn Joko das Wehweh am Händchen geholt?“

„Hier!“ rief der Doktor erbozt, „da schau nur, meine schönsten Reagenzgläschen hat das Ungeheuer von der Fensterbank geworfen und zerbrochen. — Offenbar ist er durchs Fenster hereingeklettert, an den Spalieren.“

„Es wird der Affe aus dem Gasthof sein,“ meinte Hedwig, „von der fremden Gräfin. Sieh nur, ein silbernes Halsband hat er an, mit einem Wappen darauf. Du solltest ihn wieder hintragen, Fritz, oder genierst du dich?“

„Na,“ brummte der Doktor, „der erste Affe wäre es nicht — freilich früher holte ich sie mir meist aus den Wirtshäusern heraus. — Aber zuerst wollen wir doch den Fall einmal kunstgerecht behandeln.“

Die Wunde wurde nun unter Hedwigs Hilfe untersucht, ausgewaschen und verbunden, wobei der kleine Patient sich sehr geduldig und verständig benahm. „Es ist wirklich ein nettes Tierchen,“ meinte der versöhnte Arzt und wollte sich mit dem Affen nach dem Hotel aufmachen. Nun aber wehrte sich Joko. Er wollte seine Freundin nicht verlassen und gab diesem Entschluß durch Festklammern, Zähnefletschen und Geschrei den kräftigsten Ausdruck. Schließlich mußte Frau Hedwig Mantel und Hut anlegen, und nun ließ sich das Nefflein ganz zufrieden von den beiden hinübergeleiten.

„Das ist richtig,“ meinte der Portier, „die Frau Gräfin hat bereits das ganze Hotel auf den Kopf gestellt wegen ihres Affen. Na, die wird sich freuen, daß sie das Biest wieder hat. Geben Sie's nur her, Frau Doktor.“

„Dha, da kennen Sie diesen liebenswürdigen Bierhänder schlecht,“ erwiderte Fritz, „der läßt sich nur von Damen bedienen. Hier, bringen Sie der Frau Gräfin mal unsere Karten, wir werden ihr den Flüchtling wohl persönlich überreichen müssen.“



Sie wurden sogleich vorgelassen. Eine schlanke ältere Dame mit feinen, von einer gewissen nervösen Ueberreizung redenden Zügen stürzte ihnen hastig entgegen.

„O du armer Joko, bist du wieder da!“ rief sie und nahm Hedwig den freudig zappelnden und schnatternden braunen Kerl ab. „Aber was ist das?“ Bestürzt betrachtete sie das verbundene Glied.



„Das Tierchen hatte sich auf seiner Flucht verletzt,“ berichtete Hedwig, „mein Mann hat es verbunden.“

Nun bat die Gräfin die beiden, Platz zu nehmen, sie erschöpfte sich in Dank-sagungen, während Joko vergnügt nach seiner neuen

Freundin hinübergrinste. „Sie sind Tierarzt, Herr Doktor?“

„Leider nein,“ erwiderte Fritz, „dies ist mein erster Patient — solcher Art.“

Er lächelte dabei etwas frampfhaft, und Hedwig errötete. Die Gräfin streifte beide mit ihren hastigen, scharfen Blicken. „Ich weiß nicht,“ bemerkte sie höflich, indem sie nach einem auf dem Tischchen liegenden Briefe griff — „Herr Doktor, ich hatte dies hier schon in der Zeitung als Belohnung ausschreiben lassen, für den Fall, daß vielleicht jemand das Tier einfinge — wenn ich Sie bitten dürfte, es als Honorar für die ärztliche Behand-

lung zu betrachten? — Ach," fuhr sie in ihrer unstillen Art fort, „nun hast du armer Joso auch einmal fühlen müssen, wie es thut, krank sein!"

„Frau Gräfin sind leidend?" fragte Hedwig.

„Seit Jahren, seit langen Jahren! Die Nerven, die Nerven! Was habe ich nicht schon alles versucht, wen nicht konsultiert! Jetzt bin ich unterwegs nach Paris." Und nun begann sie eine lange Aufzählung, um dann wieder plötzlich abzuspringen: „Sie gefallen mir, Herr Doktor — sagen Sie mir, was kann mir helfen?"

„Eben das, was Ihnen fehlt, Frau Gräfin," erwiderte Fritz, indem er ihr ruhig in das erregte Gesicht blickte, „die Natur!"

Hedwig sah ihren unpraktischen Mann ganz erschrocken an; die Gräfin aber zuckte nur müde mit den Achseln. „Natur! Natur! Wie viele haben mir das schon verordnet! Alpenreisen, Seefahrt, Seebad, Wildbad —"

„— und andere Strapazen," ergänzte Fritz. „Nein, Frau Gräfin, so meine ich es nicht. Aber ein halbes — ein ganzes Jahr wirklich auf dem Lande, in einfacher, stiller, anmutiger Gegend, allein, in kleiner, mäßig anregender Gesellschaft, nicht mit Hunderten von Leidensgefährten — auch nicht als große Dame — sondern wie eine Frau in guten bürgerlichen Verhältnissen — in steter Nähe eines Arztes, aber ohne unnötiges Mediziniern, ohne Parforcetouren und Parforcekuren . . ."

Die Gräfin sah ihn nachdenklich, gespannt an. „Wenn ich auch das noch probierte . . . nun ja, ich habe erst kürzlich unter anderem ein kleines Waldgut hier in der Provinz geerbt. — Aber," rief sie plötzlich, „wenn ich Ihrem Räte folgen soll, Herr Doktor, so bitte ich mir aus: ziehen Sie mit, überwachen Sie die Kur; werden Sie mein Arzt für diese Zeit!"

Bestürzt blickte Fritz abwechselnd die Dame und Hedwig an.

„Natürlich," fuhr die Gräfin lächelnd fort, „Ihre liebe Frau müßte mit. Sie sind noch nicht lange verheiratet, nicht wahr? Man sieht es . . . Aber bitte, nicht wahr, Sie thun's? Helfen Sie mir bitten, Frau Doktor! — Ach, Sie gefallen mir

beide so gut; ich glaube, das wäre schon halbe Heilung für mich. Aber sonst wag' ich's nicht. Also wollen Sie?"

„Wenn Sie mir als Arzt für die ganze Zeit vollen Gehorsam geloben — ja!“ erwiderte Fritz.

„Und Sie glauben, mir alsdann Heilung schaffen zu können von dieser gräßlichen Nervosität?“

„Unter dieser Bedingung — ja!“

„Abgemacht!“ rief die Kranke fröhlich und streckte ihnen beide Hände hin. „Und nun sobald als möglich ans Werk!“



Nach wenigen Tagen reisten sie ab. Das junge Paar hatte ja nicht viel Abschied zu nehmen. Vor allem beschäftigte es sich damit, seine kleinen Schulden zu decken. Hedwig fand in diesem ungewohnten Geschäft eine tiefe sittliche und ästhetische Befriedigung, die sie mit weiblicher Genußkunst sorgfältig auskostete. Sie kam sich dabei um so großartiger vor, da das Gehalt, welches die Gräfin ihrem Gatten ausgesetzt hatte, selbst ihre kühnsten Brautträume von dem dereinstigen Ertrage seiner Praxis um ein Erhebliches hinter sich ließ.

Uebrigens war der neue Posten für Fritz keineswegs immer leicht, zumal im Anfange. Oft hatte er mit heftigen Auflehnungsversuchen seiner Patientin zu streiten. Da er sich aber in solchen Fällen keinen Augenblick unentschlossen zeigte, die Kabinettsfrage zu stellen, so wurden sie immer seltener. Unter seiner einsichtigen ärztlichen Leitung, im stetigen Genuße eines einfachen, durch keine Mitpatienten beeinträchtigten Landlebens und vor allem in der anregenden, ruhige Lebenskraft atmenden Gesellschaft des jungen Paares erholte sich die Dame von den Strapazen des vornehmen

Treibens und der vornehmen Kuren so vollständig, daß Frits ihr nach einem Jahr unbedenklich gestatten durfte, gesund an Leib und Seele in die Welt zurückzutreten.

Dort aber wußte der Einfluß der dankbaren Patientin auch für ihre beiden jungen Freunde still und schnell die Bahn zu öffnen, auf welcher sie nun in ruhiger Thätigkeit fortschritten. —

Es war ein paar Jahre später, als sich eines Tages bei dem jungen, vielgesuchten Arzte gegen Schluß der Sprechstunden noch eine alte Dame meldete, welche in großer Angst vor einem Herzfehler schwebte. Er war in der Lage, ihre Befürchtungen für grundlos zu erklären. „Sie können noch recht viele Jahre leben,“ sagte er.

„Ach,“ meinte die Dame, „das freut mich aber. Wissen Sie, Herr Doktor, vor drei Jahren, da hielten Sie mich schon für tot. Ich bin nämlich Ihre Muhme Laura Gildenpfenning, aus Westfalen.“

„Ach, wahrhaftig?“ rief Frits. „Nun, da freut es mich doppelt, daß ich Sie beruhigen kann.“

„Ja, ja,“ meinte die Greisin. „Damals, da hat mir mein Vetter Schulte-Snute schlimme Dinge von Ihnen vorgeschnakt. Ich habe aber dabei gemerkt, daß er selber so ein richtiger Erbschleicher ist. Na, und da hab' ich das Testament ganz aufgehoben und hab' mir mit meinem Geld eine Leibrente gekauft. So verzehr' ich es selber, wissen Sie. Und das ist das beste. Und denn lebt man ja wohl auch länger, wenn keiner darauf wartet. Na, denn schönen Dank auch, Herr Vetter, ich muß jetzt zur Bahn.“

„Aber heut hat's wieder mal lang gedauert, du armer, lieber Mann,“ meinte Frau Hedwig bedauernd, als Frits zu ihr in ihr gemütliches Zimmer trat. „Nun komm, heut gibt es Leibspeisen.“

„Ja, denke dir,“ berichtete Frits, „wer heute ganz zuletzt mich noch konsultiert hat. Die Erbtante aus Westfalen, weißt du, von damals! Sie vererbt aber jetzt keinem mehr was, will alles bei Lebzeiten allein aufessen.“

„'s ist auch besser so,“ versetzte die kleine Frau, „dann ent-

täuscht sie auch niemand mehr und entzweit keine jungen Eheleute. Aber weißt du was? Nun muß ich auch gleich dem Mädchen sagen, daß es dir deinen Schlafrock herunterbringt; das gibt einen Erinnerungsschmaus! Und nach Tisch fahren wir zur Gräfin. Sie ist gestern von ihrem Gute hereingekommen. Mich verlangt sehr, sie wieder einmal zu sehen — sie und auch Toko, unseren lieben, kleinen ersten Patienten!"

